

OEDIPE

Enescus Meisterwerk, erstmals an der Staatsoper 1997

"Unglücklich aber gehet das Göttliche"

"Oedipe" von George Enescu hatte an der Wiener Staatsoper Premiere. Nicht, daß sich dadurch die Frage unseres Antikenverständnisses klären könnte, aber über die Musik unseres Jahrhunderts erfährt man an dem Abend viel.

Wie reich an musikalischen Schätzen war dieses Jahrhundert wirklich? Wer Rückschau betreibt, erkennt mehr und mehr, wie konsequent Historiker und Vordenker vom Schlage Adornos uns in die Irre geführt haben: Die jüngere Musikgeschichte besteht keineswegs nur

aus dem Werk der Antipoden Schönberg und Strawinsky - und von deren Mitläufer. Die Premiere des "Oedipus" ist ein Versatzstück in einem wichtigen Erkenntnisprozeß: Nicht nur die politischen Repressions-Systeme der dreißiger und vierziger Jahre, auch die über Jahrzehnte hin betriebenen Indoktrinierungen im Geiste des Glaubens an einen scheinbaren "Fortschritt" haben offenbar eine ungebrochene Entwicklung des Repertoires verhindert.

Ganz gleich, welche Bedeutung man George Enescus "Oedipus" letztendlich zumessen wird: Er demonstriert auf hörenswerte Weise, wie ein Komponist noch um 1930 herum mit den Mitteln der zu Ende gehenden Spätromantik zu

arbeiten versteht, sie weiterentwickelt und neu beleuchtet. In Wahrheit sind Brüche, wie sie Richard Strauss nach "Elektra" oder Schönberg mit seiner Absage an nachwagnersche Tendenzen vollzogen haben, am Ende nur für diese Komponisten selbst stilistisch bindend. Enescu hat auf seine Weise eine Linie weiterverfolgt. Solch stetiges Denken war für die Ideologen nach 1945 verpönt. Es hat die Rezeption von Meistern wie Martinu, Honegger, Hartmann - um nur einige Namen zu nennen - wo nicht verhindert, so doch zumindest erschwert. Spielte man etwa die "Johanna auf dem Scheiterhaufen" so inbrünstig, wie man sich des Schönberg-Fragments "Moses und Aron" allenthalben annimmt, so wäre

der Gedanke an die Fruchtbarkeit der Musik dieses Jahrhunderts - zwischen Gershwins "Porgy and Bess" und Haubenstocks "Amerika" - nicht so mühevoll durchzukämpfen.

Wir stehen diesbezüglich an einem Anfang. Die Aufführung des "Oedipe" ist Teil davon. Und diese Assoziationen sind wohl die lohnendsten, zu denen die Staatsoper-Aufführung aufruft. Götz Friedrich hat das aus allen Oedipus-Tragödien des Sophokles kompilierte Werk in unauffällig polystilistischen Bildern von Gottfried Pilz unspektakulär genug in Szene gesetzt, um keine weiteren Probleme aufzuwerfen; etwa die Frage, wie Librettist Edmond Fleg versucht, den

antiken Geist durch einen neuzeitlichen Lufthauch zu beleben.

Oedipus ist hier - in Gestalt von Monte Pederson - ein Kraftlackel ohne Furcht (und mit Tadel höchstens in Sachen allertiefster Töne, die der Komponist von ihm fordert). Das Schicksal bricht ihn und verwandelt ihn in einen Weisen, der imstande wäre zu führen; nur, daß ihm keiner folgt. Zuletzt wandeln vielmehr - Sinnbild unserer innerlichen Antiken-Ferne - die mythischen Gestalten ziellos umher, zu einer suggestiv schillernden, weite tonale Kreise ziehenden Musik, die Michael Gielen recht sachlich distanziert aus den Philharmonikern herauszulocken versucht. Das könnte, fühlt man da, intensiver, manchmal sogar präziser

gespielt werden, auf daß die originellen Orchestereffekte dringlicher ihren Weg "unter die Haut" der Hörer fänden.

Auf der Bühne dominieren Stimme und Erscheinung Marjana Lipovseks, die als Iokaste und Sphinx so verführerisch oder so verzweifelt klingt, wie es im Buche steht. Von etlichen der Herren der Besetzung hört man nicht immer so viel und so Prägnantes, wie man wünschte.

Weder der Teiresias von Egils Silins, noch der Priester Goran Simics oder der Wächter Walter Finks geben wirklich achtunggebietende Figuren ab. Sie singen und agieren unauffällig, während der Chor, von Erwin Ortner einstudiert, seine "Ach und Wehe"-Gesten oft sogar reichlich unbeholfen exekutiert.

Auf der Habenseite der gediegenen, vielleicht doch allzu unaufregenden Produktion stehen manche optisch glückliche Lösungen, der Kampf des Titelhelden gegen den Vater und dessen Schergen etwa oder auch das hübsche, weil schlichte Bild der Sphinx mit ihren unzähligen geöffneten Augen. Die Frage, ob die Schreckensgestalt nicht doch zuletzt lacht über das Schicksal ihres Bezwingers, bleibt unbeantwortet. Denn das Göttliche, das uns ins Mark treffen könnte, wird in Werk und Wiedergabe keineswegs kraß und unausweichlich genug beschworen.

mehr

Sinkothek

Beckmessers Diarium

Operamania

Interpreten

31. Mai 1997

SINKOTHEK